

# Feuilleton

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Der Freidenker [1927-1952]**

Band (Jahr): **17 (1934)**

Heft 13

PDF erstellt am: **28.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

hoch, als dass er jener Reihe der Hirnswachen beigegeben werden dürfte, die für die «Intelligenzbestie» nichts als Hass und Geifer übrig haben — da sie Geist gegen Geist nicht bieten können. Sie berufen sich auf «das Blut», «die Art», «die Rasse» —: im heutigen Europa, ernstlich gesprochen, grosse Nullen. Und sie dünken sich tatsächlich «Edelrasse» und Vortzugsmenschen, was sie mit nichts anderem zu begründen wissen als nur damit, dass sie es selbst von sich behaupten. Und demgemäss die europäische Geschichte Kopf stehen lassen. Und wieder wollen sie glauben machen, dass die Geschichte auf ihre Geheiss wirklich Kopf stünde. Als liesse die Geschichte aus sich ein blosses Bilderbuch einer auf eigene Art zugeschnittenen Rassenkunde machen! Die Welt lacht darüber, und am lautesten würde wohl Nietzsche selbst darüber lachen. Wie heisst es doch in seinem Buch «Zur Genealogie der Moral»? Man höre den «Propheten» und ausposaunten Jasager der Ideologien Hitlers und v. Rosenbergs»: «Wieviel Verlogenheit und Sumpf gehört dazu, um im heutigen Mischmasch-Europa Rassefragen aufzuwerfen! (gesetzt nämlich, dass man nicht seine Herkunft in Borneo und Hornes hat) Maxime: Mit keinem Menschen umgehen, der an dem verlogenen Rassenschwindel Anteil hat.»

Die Quelle, die den Nationalsozialismus tränkt, ist der Hass, insbesondere der Judenhass. Wenn in dieser Ideologie alle anderen Völker minderwertig sind, wie recht minderwertig müssen erst die Juden sein! Welch ein vortreffliches Schlagwort ist der Jude, und der Judenhass welch ein Köder für die Massen, die Not leiden und vor welchen man die eigentliche Ursache der Not verborgen haben will! «Die Bibel des Dummkopfs», der Antisemitismus, war Nietzsches Bibel nicht. Wie stand er dazu, er, der von den Machthabern des dritten Reiches annektierte Prophet? Ich gedenke nicht alles anzuführen, was in seinen Werken, Positives oder Negatives, über Juden geäussert wird; lediglich seine Stellung zum Antisemitismus, dem Idee- und Geschäftskern der Nördlinge, soll hier gestreift werden. Theodor Fritsch, der Herausgeber der antisemitischen Halbmonatsschrift «Der Hammer» (etwas feiner in seinen Nuancen als der «Der Stürmer» des berüchtigten und heute tonangebenden Julius Streicher) bedachte Nietzsche regelmässig mit antisemitischer Lektüre und nahm mehrere Versuche vor, den grossen Denker zum «Rassenglauben» zu bekehren. Als der Antisemiten-Missionar jedoch zudringlich zu werden begann, richtete Nietzsche an ihn zwei Briefe, aus denen einige Stellen erwähnt seien, die die weltweite Distanz zwischen Nietzsche und seinen angeblichen Bekennern am deutlichsten vergegenwärtigen. (Die Briefe waren veröffentlicht in «Dem Neuen Tagebuch», Heft 18, 1933.)

In dem Brief, datiert zu Nizza am 23. März 1887 steht folgendes zu lesen: «Die Juden sind mir, objektiv geredet,

interessanter als die Deutschen; ihre Geschichte gibt viel grundsätzliche Probleme auf. Ich gestehe übrigens, dass ich mich dem jetzigen «deutschen Geiste» zu fremd fühle, um seinen einzelnen Idiosynkrasien ohne viel Ungeduld zusehen zu können. Zu diesen rechne ich die Sonderheit des Antisemitismus. Oh, wenn Sie wüssten, was ich im vorigen Frühling über die Bücher jenes ebenso gespreizten wie sentimentalnen Querkopfes, der Paul de Lagarde heisst, gelacht habe! Es fehlt mir offenbar jener «höchste ethische Standpunkt», von dem auf jener Seite die Rede ist».

Am 29. März desselben Jahres dann wieder, da Fritschens Bekehrungswut ihm schon gar zu lästig geworden war: «Doch bitte ich darum, mich fernerhin nicht mehr mit diesen Zusendungen zu bedenken: ich fürchte zuletzt für meine Geduld. Glauben Sie mir: dieses abscheuliche Mitredenwollen naiver Dilettanten über den Wert von Menschen und Rassen, diese Unterwerfung unter «Autoritäten», welche von jedem besonneneren Geiste mit Verachtung abgelehnt werden, diese beständigen absurden Fälschungen und Zurechtmachungen der vagen Begriffe «germanisch», «semitisch», «arisch», «christlich», «deutsch» — das alles könnte mich auf die Dauer ernsthaft erzürnen und aus dem ironischen Wohlwollen herausbringen, mit dem ich bisher den tugendhaften Velleitäten und Pharisäismen der jetzigen Deutschen zugesehen habe. Und zuletzt, was glauben Sie, dass ich empfinde, wenn der Name Zarathustra von Antisemiten in den Mund genommen wird?»

So sieht der Grundstein, auf dem die nordisch-germanisch-arische Feste der Nördlinge aufgebaut ist, in den Augen ihres «Propheten» aus.

Und dennoch, er hat sie nicht nur vorausgesagt, sondern bis in die Nieren durchschaut. «Ich mag sie nicht, — heisst es in „Zur Genealogie der Moral“ — diese neuesten Spekulantanten in Idealismus, die Antisemiten, welche heute ihre Augen christlich-arisch-biedermännisch verdrehen und durch einen jede Geduld erschöpfenden Missbrauch des wohlfeilsten Agitationsmittels, der moralischen Attitüde, alle Hornvieh-Elemente des Volkes aufzuzuregen suchen.»

Wie Nietzsche über Franzosen und französischen Geist dachte, ist zur Genüge bekannt. «Vernegerte Bastarde» waren ihm die Franzosen nicht; von Rosenbergs Sorge um die «Bastardisierung» Frankreichs beunruhigte ihn nicht.

Ob er bei einem Bücher-Autodafé mitgetan hätte? Man frage darum die Führer und Jünger des dritten Reiches. Sie wissen es sicher. (Oder man lese lieber in Goethes «Dichtung und Wahrheit» darüber einiges nach!)

«Also sprach Zarathustra» und «Mein Kampf»!

Sokrates war kein Vorläufer Caligulas.

Oder soll sich der Denker von Sils-Maria den Uebermenschen in dem Habitus eines Julius Streicher vorgestellt haben?

## Feuilleton.

### Ein ganz und gar vergessenes Buch.

Von Arthur Seehof.

Da gibt es ein in Holland vor vielen Jahrzehnten erschienenen Buch, das heute ganz sicher alle Diktaturen, aber auch manche Demokratien nicht nur verboten, sondern gleich verbrannt haben würden, wenn es überhaupt in einem Lande dieser Erde in der entsprechenden Landessprache erschienen wäre. Die in Holland, in Amsterdam herausgekommene Ausgabe ist französisch. Und französisch ist auch das Original. Man wird es aber vergeblich in Frankreich auf dem Büchermarkt suchen, wie überhaupt heute eine Suche nach dem Werk verlorene Mühe sein würde. In der einen oder anderen Bibliothek ist vielleicht noch ein Exemplar der 1864 von R. Charles, einem Amerikaner, herausgebrauchten Ausgabe zu finden. Aber das ist auch alles. Und dennoch ist dieses Werk eines der ehrlichsten, eines des aufrütelsten Bücher der Weltliteratur. Sein Verfasser ist — was allerdings von Fritz Mauthner, aber keineswegs beweiskräftig genug, bestritten worden ist — Jean Meslier. Und sein Titel lautet «Mémoires des pensées et des sentiments». Die einzige und definitive Ausgabe, die Amsterdamer also, umfasst drei Bände und enthält neben dem eigentlichen Text eine biographische Studie als Einleitung.

Jan Meslier — nach ziemlich zuverlässigen Angaben 1864 geboren und 1733 gestorben — war Pfarrer in der kleinen, armen Gemeinde Etrépy in der Champagne. Er lebte einfach wie ein Bauer

unter Bauern. Hielt sonntäglich brave, langweilige Dutzendpredigten und starb schliesslich als guter Christ für die — die sein Testament, sein Buch, nicht kannten.

Das ist — kurz gesagt — das revolutionärste Schriftstück eines vorrevolutionären Europa. In Deutschland konnte man zum ersten Mal etwas von Meslier und seinem Testament, allerdings nur äusserst wenig, in deutscher Sprache lesen, als David Friedrich Strauss 1870 sein Buch über Voltaire veröffentlichte. Aber davor ist es wieder still um den alten Franzosen geworden, bis schliesslich Professor Grünberg in der «Neuen Zeit» an ihn erinnerte, Professor Adler (Kiel) einmal von ihm sprach und Fritz Mauthner in seiner grossen «Geschichte des Atheismus» auf ihn zurückkam. Aber im Druck, in irgendeiner Uebersetzung, ist das Werk des Alten auch in diesen Zeiten nicht erschienen.

Der Pfarrer Meslier, der — nach seinem Testament — die Werke der Natur, ihre Ordnung und Schönheit als Werke Gottes nicht bewundern konnte, sah im Glauben nur einen Vorwand, «die Gläubigen zum Himmel zu führen und ihnen dort eine ewige Glückseligkeit zu verschaffen», die sie daran hindern sollte, «in Ruhe ihr wirkliches Glück auf Erden zu geniessen».

Meslier führte eine scharfe, ja oft brutale Feder. Die Enzyklopädisten waren aus verschiedenen Gründen gezwungen, mildere und weniger revolutionäre Töne anzuschlagen. Unser französischer Landpfarrer jedoch denunzierte — und zwar in aller nur erdenklichen Klarheit — die heiligen Schriften als Märchen und Aberglaube. Die ersten Christen bezeichnete er als «eine Sekte von elenden und verächtlichen Menschen, die aus den Phantasien eines kümmerlichen

## Volksethische Fragen.

Von Dr. med. F. Limacher, Bern.  
(Fortsetzung)

Wo ein Familienvater, aus diesen oder jenen Gründen nicht in der Lage ist, seine Familie normal zu ernähren, hat der Staat die Pflicht, ihm in humaner Weise zu helfen. «Wer das nicht begreift», sagt ein Schriftsteller, «ist entweder ein Spitzbube oder ein Dummkopf.» Wir haben es auch in der Nachkriegszeit gesehen, dass der Staat dies begriffen und sogenannte Arbeitslosenunterstützungen ausgerichtet hat.

Damit streifen wir das Kapitel von der *Ernährung* des Volkes, welche mit der sogenannten Uebervölkerung im engsten Zusammenhange steht. In einem Staate der Gegenseitigkeit, welcher über die produzierten, zum Leben notwendigen Lebensmittel nach der Bedürfnisfrage verfügen könnte, würde kaum jemals Uebervölkerung eintreten, weil die zunehmende Volksmenge von sich aus schon den Boden intensiver bearbeiten würde. Es ist interessant, an dieser Stelle zu hören, dass laut den Mitteilungen eines kompetenten schweizerischen Kulturingenieurs das meliorisierte Gebiet bei Grenchen mit Getreide bepflanzt, für den ganzen Kanton Solothurn genügend Brotfrucht produzieren würde, und das gleiche wäre der Fall für den ganzen Kanton Bern, wenn das Gebiet der alten Aare zwischen Biel und Aarberg urbar und diesem Produkt dienstbar gemacht würde. Was in diesen beiden Kantonen zutrifft, hätte wohl auch noch in vielen andern Kantonen Aussicht auf Erfolg, und somit müssten wir in der Schweiz nicht teures, ausländisches Getreide einführen.

Unter der Herrschaft des egoistischen Staatsprinzips verhält die Sache sich aber ganz anders. Weil der besitzlose Kopf- und Handarbeiter mit seiner ganzen Familie von den Schwankungen des Marktpreises und von der Gewissenlosigkeit, der Selbstsucht und Habgier der Arbeitgeber abhängig ist, so muss er notwendigerweise schon bei der ersten ungünstigen Konstellation des Verhältnisses von Angebot und Nachfrage ins Elend und in Schulden geraten, aus denen er trotz Sparkassen und dergleichen Einrichtungen nicht mehr herauskommt, weil, wie ein Schriftsteller sagt, «die Plutokraten an nichts so verzweifelt festhalten, wie am Geld und sich lieber einen glühenden Draht durch die Nase ziehen lassen, als nur einiges Weniges von ihrem gewaltigen Ueberfluss dem leidenden Mitbruder zu opfern». Glänzende Beispiele dafür aus neuester Zeit bilden die Getreidespekulationen auf der Börse in Chicago, wo an einem einzigen Vormittag durch das Hinaufschrauben der Preise hunderte von Millionen von Dollars verdient wurden. Auch der auf der falschen Glaubenslehre der verblendeten Nationalökonomien fussende moderne Staat vermag das Elend und die Not der Proletarier nicht aus der Welt

Schwärmers ein Geschäft machen». In der Kirche der Zeit sah er die Sachwalterin der Herrschenden, und in den Armen und Aermsten die, welche die ganze Bürde des Staates, «alle Mühe und alles Elend» zu tragen haben. «Auf euch drücken nicht bloss Könige und Fürsten, sondern der ganze Adel, die ganze Klerisei und Möncherei nebst allen Rechtsverdrehern, allen Blutsaugern von der Finanz- und Steuerpacht und allem müssigen und unnützen Volke, das es auf Erden gibt. Einzig von den Früchten eurer sauren Arbeit leben alle diese Menschen ...; ihr allein schafft ihnen, was sie nicht nur zu ihrem Unterhalte, sondern auch zu ihren Lustbarkeiten bedürfen.»

Wer hat vor Marx so scharfe und durchschlagende Worte und Argumente gegen die Institution des Privateigentums gefunden? Wer, ausser Jean Meslier? Krieg, Klassenjustiz, Korruption und Verbrechen: die «Ordnung», die auf dem Privateigentum an den Produktionsmitteln beruht, hat sie zu immer scheusslicher Blüte getrieben. Die «Ordnung», die bewirkte «les fraudes, les tromperies, les fourberies, les injustices, les rapines, les vols, les larcins, les meurtres, les assassins et les brigandages, qui causent une infinité de maux parmi les hommes.»

Noch gab es kein Industrieproletariat, zu dem Meslier reden, keine organisierte und bewusste Massenbewegung, an die er sich wenden konnte. Und wenn er darum den Völkern mit lauter Stimme empfahl, sich durch den individuellen Mord «von ihrer Zwingherrschaft zu befreien», so ist das gewiss als ein Zeichen frühreifer Ungeduld, als krasse Unkenntnis historischer Gesetzmässigkeit,

zu schaffen, somit auch der Uebervölkerung nicht Herr zu werden. Es ist daher als Tatsache zu konstatieren, dass, weil die Verteilung der zum Leben notwendigen Nahrungsmittel eine höchst unrationelle ist, die grossen Volksmassen darben, während eine relativ kleine Zahl von Einzelpersonen in Ueppigkeit und Schwelgerei dahin leben.

Henry Ford sagt treffend: «Wir haben heute ein eingeleitetes Geldsystem. Es bewährt sich prachtvoll — für die Reichen. Es ist das an sich vollendete System für die zinsenziehenden, kreditbeherrschenden Finanzmänner, welche im wahrsten Sinne des Wortes den Gebrauchsartikel «Geld» besitzen. Das Volk ist aber auf dem besten Wege, zu sehen, dass es ein recht armseliges System für sogenannte «harte Zeiten» ist, da es das einspurige Geleise blockiert und den Verkehr sperrt. Sollen irgendwelche Interessen besonders geschützt werden, dann nur die Interessen — nicht einer Klasse, sondern des Gesamtvolkes. Vielfältigkeit des Absatzes und der Verwendung der Produkte, finanzielle Erleichterungen, sind die besten Abwehrmittel gegen ökonomische Krisen.» Bei Henry Ford könnten unsere Staats- und Volkswirtschaft-Finanzgenies in die Schule gehen, sie würden dann gezwungen, ihre heutige Auffassung gänzlich fallen zu lassen und für das direkte Gegenteil einzustehen.

Dieterici sagt in seinem Buche betreffend die Uebervölkerung folgendes: «Eine Uebervölkerung kann doch nur heissen, dass mehr Menschen auf einem bestimmten Landkomplex leben als darauf leben sollten oder leben könnten. Wenn die Menschenzahl auf einem gegebenen Raum aus den Produkten dieses Raumes genügende Existenzmittel erhält, so ist das richtige Mass an Bevölkerung vorhanden, daher kann man niemals sagen, dass tausend, fünftausend oder zehntausend Menschen die richtige Zahl für einen Quadratkilometer Land sind. Denn man kann theoretisch absolut nicht bestimmen, wie viel Nahrungsstoffe auf demselben erzeugt werden können und wie viel davon der einzelne Kopf im Durchschnitt verbraucht. Dabei kann die Ertragsmöglichkeit des Bodens rascher steigen als die Zahl der Menschen. Die Arbeit ist es vor allem, welche neue Werte schafft, die Vermehrung der Menschen vermehrt die Arbeitskräfte, der unbebaute Acker trägt Feldblumen, der bebaute aber Getreide. Zieht man zudem noch die Intelligenz der Menschen in Rechnung, so lässt sich gar nicht übersehen, wie gross die Menge der Existenzmittel infolge der verbesserten und rationelleren Landwirtschaft wird, so z. B. durch maschinellen Betrieb, durch die Anwendung von Elektrizität und dergleichen mehr. Die Regierung erleichtere den Erwerb von Land, begünstige die Arbeit und gestatte, dass jede Kraft sich voll auswirken darf.» Da ist der Ort, eines Mannes zuzudenken, welcher vor zirka

aber keinesfalls — vergessen wir nicht die Zeit, in der Meslier lebte — als ein fluchwürdiges Verlangen hinzustellen.

Es war ein Leben der Lüge, das der arme französische Pfarrer führte und vielleicht führen musste. Die Kirche des Feudalismus, die er hasste und verfluchte, ernährte ihn. An kein Wort seiner Predigten glaubte er — und dennoch hielt er sie, ohne sich auch nur einmal dabei zu verraten. Wie muss die Maske, die er trug, in den Stunden, in denen er das Testament schrieb, gehöhnt, gelacht, geschrien haben. Denn ehrlich ist das Testament, Lüge aber das Leben Jean Mesliers. Lüge? Was hätte es denn schon genützt, für Gedanken einzustehen, die selbst durch die französische Revolution noch nicht verwirklicht werden konnten, und die auch heute noch, in dieser Stunde, von Staats- und Rechtswegen gelehrt, verdammt und verbrannt werden können?

Doch was im 17. Jahrhundert als Testament einer Nachwelt hinterlassen werden durfte, muss nun — und mag die Welt auch voller reaktionärer vergöbelter Teufel stecken — am hellen Tag und auf offenem Markt ausgesprochen und vertreten werden. Nicht eine Zeit hat mehr als die jetzige eindeutige Klarheit und kluges, sehr kluges, entschlossenes Vorgehen gefordert.

Das Werk Jean Mesliers, das Voltaire 1742 in einer allerdings sehr oberflächlichen Auswahl, die sich ausschliesslich auf das antikirchliche beschränkte, veröffentlichte die «Mémoires des pensées et des sentiments de Jean Meslier», — es ist — leider noch immer — kein verstaubtes, historisches Dokument für Philologen, sondern eine blutvolle, sehr aktuelle Kampfschrift.

20 Jahren bei uns in der Schweiz das «Recht auf Arbeit» einführen wollte. Es ist dies der kürzlich verstorbene Alt-Bundesrat Frey, dessen Vorschlag aber leider von seiten der Arbeitgeber mit den schärfsten und minderwertigsten Mitteln bekämpft in der Volksabstimmung verworfen wurde. Frey hat den Untergang seiner ganz im Sinn und Geist eines Hilty getragenen humanen Vorlage nicht verschmerzen können und ist daher von seinem hohen Amte zurückgetreten. Sein Andenken ist in Ehren zu halten, er war ein Staatsmann von guter Art, wie wir sie heute schmerzlich vermissen, in unserem Zeitalter der Advokatenkompromisse und Kulissenschieberen hinter der Bühne der Öffentlichkeit.

Die Ausführungen Dietericis, welche den Sitzungsberichten der ehemaligen königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin entnommen sind, beweisen wohl zur Genüge, dass die sogenannte Uebervölkerung oft genug nur ein Schattengebilde ist. Wie man Ueberschwemmungen künstlich erzeugen kann, so auch Uebervölkerungen. Bricht ein feindliches Herr in ein Land ein, ohne genügend Lebensmittel mit sich zu führen, so werden natürlich die Bewohner des betreffenden Landes ihrer Vorräte beraubt — beim Krieg der Franzosen gegen die Russen und Oesterreicher in der Schweiz im Jahre 1798 war im ganzen Kanton Uri noch eine einzige alte Kuh vorhanden —, Ursache ist die Uebervölkerung, sagt der Nationalökonom. Schleppt ein habsüchtiger Arbeitgeber zahlreiche Arbeitnehmer auf einem beschränkten Arbeitsplatz zusammen, gibt ihnen einen schlechten Lohn und verkauft ihnen die Lebensmittel zu Höchstpreisen, so ist wieder Uebervölkerung da, sagt wieder der gescheite Nationalökonom. Eine Uebervölkerung tritt aber niemals ein, solange kein Schieber oder Kriegsgewinner vorhanden ist, welcher im Zwischenhandel dem Volke den Bissen vom Munde wegschnappt oder die Verkehrsmöglichkeiten unterbindet. Daher ist keine Notwendigkeit vorhanden, die Uebervölkerung zu bekämpfen, Menschen in fremde Länder zu jagen oder durch künstliche Mittel die Zahl der Nachkommen zu beschränken. Ein guter Staat wird dafür sorgen, dass jedermann sich satt essen kann, dass niemand hungern muss, dass keiner friert oder moralisch verkommt. Viel eher jage man die Spitzbuben aus dem Lande, die dem Volke das im Schweisse des Angesichts sauer erworbene Brot rauben. Eine grosse Zahl naturgemäss lebender und normal arbeitender Menschen reichen einem Staate bei weitem mehr zum Vorteil als eine geringe, über grosse Flächen verzelte Bevölkerung. Diese Behauptung wird durch die Weltgeschichte jederzeit zur Genüge bewiesen.

Eine andere Autorität, H. C. Carrey, spricht sich über diese Verhältnisse in seinem Buche «Die Grundlagen der Sozialwissenschaft», wie folgt aus: «Bevölkerung und Reichtum haben nur dann Tendenz zur Vermehrung, genau so, wie auch die

Kultur des Bodens, wenn der Mensch seinen Gesellschaftsinstinkt betätigen kann. Zerfällt aber diese Möglichkeit, so haben sie die Tendenz, abzunehmen und die Schwierigkeit, Nahrung zu erhalten, stellt sich ein und wird immer grösser. Bevölkerung nützt die Stoffe der Erde aus, Entvölkerung nimmt dem Stoff die Nützlichkeit und bewirkt ein beständiges Sinken seiner Kraft, wodurch natürlich auch die Vorräte an Kleidung, Nahrung etc. abnehmen. Ganz genau verhält es sich so auch mit der geistigen Kraft. Bevölkerungszunahme schafft neue und verschiedenartige geistige Werte. Entvölkerung entthront den Intellekt, setzt an seine Stelle rohe physische Kräfte und reduziert damit die Mannigfaltigkeit der Beschäftigungen.»

Je weiser und sympathischer ein Staat regiert wird, desto normaler wickelt sich auch das Leben im dichtbevölkertsten Gebiet ab, weil eine vernunftgemässe Regierung dafür sorgt, dass jedes Individuum genügend Platz zum Wohnen hat und so Krankheiten und Sittenlosigkeit verhindert. Henry Ford sagt über diesen Punkt: «Meine Arbeiter werden neben ihrer Fabrikfähigkeit noch Landwirtschaft, Gartenbau betreiben. Von Uebervölkerung kann daher niemals gesprochen werden. Durch die Konzentration der Bevölkerung haben wir vieles gelernt, was Wohnungshygiene und soziale Organisation betrifft.»

Bei Menschen, welche normal leben, normal arbeiten und im Geschlechtsleben normal sind, steigt der gesundheitliche und moralische Koeffizient beständig. Dabei darf aber eine Regierung nicht die Einzelpersonen ihrem Schicksal überlassen, sondern sie muss unablässig dafür sorgen, dass jedermann arbeiten und seine Lebensbedürfnisse normal befriedigen kann. Dazu ist notwendig, dass alle Organisationen der Selbstsucht energisch bekämpft werden. Zu diesen gehört in aller erster Linie die *Börse* und die mit ihr verbundene *Spekulation*, die Trusts, welche zusammen und einzeln die Hauptsache des Elendes und der sogenannten Uebervölkerung sind. Das Börsensystem kennt nichts anderes als Angebot und Nachfrage und ist daher Selbstsucht in konzentriertester Form. Auf der einen Seite werden dadurch einige wenige ohne Arbeit enorm reich, während Hunderttausende von Menschen in verpesteten Quartieren zusammengedrängt leben müssen. Wie an der Börse Geld verdient wird, dafür verweise ich noch einmal auf die Getreidebörse von Chicago. An derselben wurden an einem einzigen Vormittag in einer halben Stunde rund 200 Millionen Dollars (d. h. 1000 Millionen Franken Schweizer Währung) verdient.

Verweilen wir noch einen Moment bei der Spekulation, diesem Krebsgeschwür in unserem Wirtschaftsorganismus. Der Spekulant ist ein Schmarotzer, er produziert nichts, er nimmt mit List oder Gewalt den wirklich Arbeitenden den grössten Teil ihres Erwerbes weg, also im Prinzip gar nichts anderes,

#### Ochsen bestimmen einen Kirchenbau.

Am 8. Juni, abends, brachte der schweizerische Landessender, Studio Bern, eine Reportage vom Niesen-Kulm. Der Landessender will mit diesen Reportagen den Schweizern die Schweiz näher bringen. Ob dies auf diese Art möglich ist, wollen wir nicht erörtern. Verbilligte Bahnfahrten vermögen dies sicher besser als Reportagen. Eine Reportage von einem Sportereignis kann man sich ja noch gefallen lassen, aber Reportagen über Schweizer Landeskunde und Geographie scheinen verfehlt. Persönlich bin ich der Ansicht, dass sie der Anspruchslosigkeit der Radiohörer das «beste Zeugnis» ausstellen!

Am Schlusse der Reportage «zündete» man mit dem Scheinwerfer, oder dem Niesenlicht, auch ins Kiental. Einer der Herren erzählte dann bei diesem Anlass die «Sage» von der Entstehung der Kirche von Reichenbach. Da mir ein wörtliches Stenogramm fehlt, erzähle ich die «Sage» frei, also so, wie sie mir noch im Gedächtnis ist.

Man wollte im Kiental eine Kirche bauen, um die religiösen Bedürfnisse der Talbewohner zu befriedigen. Der Bau wurde begonnen, das Fundament gelegt, doch war es unmöglich, über die ersten Anläufe hinauszukommen. Jede Tagesarbeit war am folgenden Morgen zerstört, die Mauer auseinandergerissen. Die Ursache dieses Geschehens blieb im Dunkeln. Alle Wachsamkeit, alle Vorsicht war umsonst, ja, selbst Beschwören und Beten taugten nichts gegen diesen nächtlichen Spuk. Immer wieder waren am Morgen die Mauern zerstört.

Da erkannte man, wie immer früher, wenn etwas nicht gelingen wollte, dass das Kirchgebäude auf ungeweihtem Boden stand und nichts anderes übrig blieb, als einen neuen Bauplatz zu wählen. Man wurde rätig, den neuen Bauplatz durch ein Ochsengepann bestimmen zu lassen, wohl in der Annahme, dass Ochsen eine «bessere Nase» für «geweiht» und «ungeweiht» hatten als die Menschen. Das Gepann sollte durch das Tal laufen und da, wo die Tiere zuerst Halt machen würden, da sollte der Bauplatz gewählt werden.

Die Ochsen liefen durch das ganze Kiental und machten erst Halt vor Reichenbach, da, wo heute die Kirche steht. Auf diese Weise wurde geweihter Boden gefunden und darauf die Kirche errichtet. So glaubte man wenigstens!

Aber die Ochsen haben die Umgebung des Bauplatzes zu wenig in Rechnung gestellt. Wiederholt wurde die Kirche von Reichenbach von den Wassern der Kander heimgesucht und bei Hochwasser mit Schlamm und Geröll gefüllt. Die Sage fand ihren Abschluss in der trockenen Frage von Leo Held, dem Reporter des Studio Bern, der meinte, «Heute würde man wohl den Bauplatz der Kirche nicht von Ochsen bestimmen lassen!»

Dies wurde auch vom Erzähler der «Sage» bestätigt. Wirklich, soviel Selbstvertrauen haben die Menschen inzwischen bekommen, dass sie heute nicht mehr mit einem Ochsengepann auf die Bauplatzsuche gehen. Heute entscheiden, um mit der «Sage» zu sprechen, nicht mehr die Ochsen, wo und wann eine Kirche gebaut werden soll. Heute entscheiden andere Dinge, doch wollen wir — um den konfessionellen Frieden nicht zu stören — die Boshaftigkeit unterdrücken!